

(Wie) Können Traumatisierte sprechen? Eine dialogische Suchbewegung

Schulze, Heidi; May, Michael

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schulze, H., & May, M. (2019). (Wie) Können Traumatisierte sprechen? Eine dialogische Suchbewegung. *Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 39(152), 11-35. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-79789-6>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Heidi Schulze & Michael May

(Wie) Können Traumatisierte sprechen?

Eine dialogische Suchbewegung

Worüber wir von welcher Position aus sprechen

MM: In der Frage „(Wie) Können Traumatisierte sprechen?“, die ich mit Dir in diesem Dialog erörtern möchte, klingt – unschwer zu erraten – Gayatri Chakravorty Spivaks vielbeachteter Essay „Can the subaltern speak?“ (2008b) an. Der in seinen theoretischen Bezügen voraussetzungsvoller Text Spivaks wirft für mich nicht allein aufgrund seiner assoziativen Schreibweise und zum Teil eher kryptischen Formulierungen viele Fragen auf. Allein schon, dass sie zeitlich versetzt zwei unterschiedliche Versionen veröffentlicht hat, verweist auf eine offene Denkbewegung. Und so verstehe auch ich unseren Dialog. Zu diesem habe ich Dich eingeladen, weil ich vermute, dass Du als eine durch Foucault, Vigotskij, Bruner, Derrida und Freire inspirierte Vertreterin des Narrative Therapy Ansatzes davon ausgehst, dass Traumatisierte in entsprechenden sozialen Situationen sprechen können, während ich selbst diesbezüglich eher skeptisch bin.

HS: Die Einladung zu einer offenen Denkbewegung nehme ich gerne an und verstehe unseren Dialog als Artikulationsraum unterschiedlicher Standpunkte ausgehend von verschiedenen Standorten, der sich nicht in der Pflicht sieht, Deine Skepsis zu beseitigen, sondern uns die Möglichkeit bietet, sich dialogisch aneinander zu „schärfen“. Darin sehe ich unsere große Gemeinsamkeit, dass wir Spaß am kritischen wissenschaftlichen Dialog haben.

MM: Spivak greift ja den ursprünglich auf Gramsci (1994) zurückgehenden Begriff der Subalternität auf, wie er von der indischen Subaltern-Studies-Group für eine postkoloniale Forschungsperspektive fruchtbar zu machen versucht wurde. In dieser Tradition sieht Spivak Subalternität dadurch charakterisiert, dass ein Gruppe in der Gesellschaft „nicht fähig ist, sich Gehör zu verschaffen“ (2008c:

127). Wenn ich ihren Essay recht verstanden habe, geht es ihr darin somit weniger um die Frage, ob Subalterne sprechen können, als dass sie in den derzeitigen herrschaftlichen Strukturen nicht gehört werden, selbst wenn sie es könnten. Der Begriff von Subalternität in der Tradition von Gramsci scheint mir also per se darauf zu zielen, dass die Verhältnisse bestimmter Bevölkerungsgruppen es ihnen verunmöglichen, sich organisiert mit ihrer Stimme gesellschaftliches Gehör zu verschaffen.

Daran anschließend frage ich mich nun, ob es nicht geradezu charakteristisch für eine als traumatisierend bezeichnete Gewalt ist, dass sie den davon Betroffenen ihre Fähigkeit raubt, darüber zu sprechen? Spivaks Frage nach dem Sprechen-Können sehe ich also bezüglich Traumatisierung dahingehend radikalisiert, ob die damit bezeichneten Effekte zerstörerischer Gewalt nicht sogar auf eine „Sprachzerstörung“ – wie Alfred Lorenzer (1995) dies genannt hat – hinauslaufen? Und Spivaks kritische Selbstreflexionen bezüglich des sozialen Ortes der Forschenden weiterdenkend, frage ich mich, welche Konsequenz dies für eine Soziale Arbeit hat, die sich nicht klinisch verengt, sondern immer auch politisch an einer radikaldemokratischen Ausgestaltung gesellschaftlicher Verhältnissen orientiert?

HS: Zunächst einmal möchte ich festhalten, dass wir, wenn wir hier zwischen uns von ‘Traumatisierten’ sprechen, bereits eine definitorische Zuschreibung an eine Erfahrungsdimension von Menschen vornehmen, die uns mit einem scheinbar universalisierten und objektivierenden Begriffskonzept ‘Trauma’ zu bezeichnen vertraut erscheint. Damit fokussieren wir von außen etwas als zentral, das wir als ein Einwirken von Gewalt in ein grundsätzlich verletzbares Leben – und nicht das eines bestimmten Individuums – mit ‘traumatisierenden’ Folgen annehmen, ohne wissen zu können, ob, wann, wo und wodurch dies für diesen Menschen zu einer bestimmten Zeit in seinem Leben relevant ist, sein wird oder (von anderen) gemacht wird – und auch, wann relevant darüber geschwiegen wird.

Verkürzt kann gesagt werden: *Die* ‘Traumatisierten’ gibt es nicht, wie es auch *das* ‘Trauma’ nicht gibt. Menschen erleben die gegen sie gerichtete – ihre körperliche wie seelische Integrität, ihre Würde und Rechte verletzende – Gewalt sehr unterschiedlich. Auch ihre Bewältigungen, Sinnzuschreibungen und darauf bezogenen sinnhaften Handlungen unterscheiden sich. Sie sind allerdings durchdrungen von gesellschaftlichen Zuschreibungen, Erwartungen, Rede- und Schweigegeboten, Tabuisierungen und Normalitätsgewalt(en) sowie soziokulturell verfügbaren Widerstandsformen. Letztere können mit Foucault (2005) als hegemoniale Subjektivierung verstanden werden, in denen eine freiwillige Verinnerlichung von Normerfüllung und normierter Selbstführung bestimmte bewältigungsorientierte

Denkfiguren und Handlungsaktivitäten nahe legt und andere dadurch „unsichtbar“ werden lässt. Das heißt auch: Menschen reagieren, sie beziehen sich immer auch handelnd und damit – mehr oder wenig (prä)reflexiv – sinnhaft auf Situationen sie überwältigender und ohnmachtserzeugender Gewalthandlungen.

Mit dem Begriffskonzept ‘Traumatisierte’ geht auch eine Naturalisierung von Personen einher, denn ‘Trauma’ trifft auf eine normativ als ‘heil’ gedachte Persönlichkeit. Der Narrative Therapy Approach kritisiert die mit solchen klinischen Traumadefinitionen verbundenen Wissensregime als „Limitierungen und Gefahren naturalistischer Annahmen über Leben und Identität“ (White 2004: 134; Übers. HS). Eine solche soziale Kontrolle mittels normalisierender Urteile (ebd.: 135) ist unumgänglich verbunden mit der ‘Feststellung’ von Schwächen, Defiziten, Störungen und Pathologien, die als ‘Traumatisierungen’ herausdefiniert werden, um eine ‘traumagereinigte’ ‘Normalität’ zu kreieren. Stattdessen ist die Subjektwerdung in einer von Gewaltverhältnissen strukturierten Sozialität und einer sozialen Ordnung zu beachten, in der wir Zuschreibungen im Sinne des „Unterscheidens“ machen und uns dadurch selbst als diskursiv sprechende „Intellektuelle“ und Subjekte „herstellen“. Wir befinden uns in einer Position des Zuschreibens und Herstellens eigener Subjektpositionen wie auch der Subjektpositionen „Anderer“. Zu Letzteren besprechen wir in diesem Dialog (schreibend), ob sie sprechen können... Wenn wir über „Andere“ als eine soziale Gruppe sprechen, ist es also notwendig, die eigene Position zu markieren und zu reflektieren, dass diese von Macht durchzogen ist. Ich lese Spivak (2008b) so, dass wir uns unserer eigenen Repräsentation nicht entziehen dürfen bzw. sollen.

Du siehst ja Spivaks Frage nach dem Sprechen-Können bezüglich Traumatisierung dahingehend radikalisiert, dass die damit bezeichneten Effekte zerstörerischer Gewalt auch mit einer „Sprachzerstörung“ einhergehen. Dieser Bezug auf das Denkkonzept der „Sprachzerstörung“ provoziert mich in der Verabsolutierung, da hier ein hegemonialer und normativer Beobachtungsstandpunkt von außen eingenommen wird: Für den/die Beobachter*in erscheint etwas „zerstört“, das vom Subjektstandpunkt einen produktiven Eigensinn hat und unter dem Blickwinkel des Performativen und des produktiven Tuns immer auch mit einem Hervorbringen und Erzeugen verknüpft ist. Zerstörung und Herstellung von Sinn sind demnach weniger als „Entgegensetzung denn als Vorder- und Rückseite ein und desselben Akts“ (Herrmann/Kuch 2007:10) zu verstehen.

Mit Sabine Hark (2015) in ihrem Artikel „Die Vermessung des Schweigens – oder: Was heißt sprechen?“ argumentierend „ist freilich gerade das, woran es mangelt, die Fähigkeit zu hören, und ist Gehört-werden-können, wie Gayatri Spivak uns gelehrt hat, etwas anderes als Sprechen-können; ist zudem, wie Michel

Foucault uns gezeigt hat, Schweigen eine Möglichkeit in der Sprache“ (ebd.: 294). Und „konnten wir [...] lernen, dass Schweigen in Sprache verankert ist“ (ebd.), so müssen wir eher „die Bedingungen der Hörbarkeit“ (ebd.) verändern und sie verändern *können*. Die Kernaussage „We die. That may be the meaning of life. But we do language. That may be the measure of our lives“ aus der Nobelpreisrede Toni Morrisons (2004: o.S.; vgl. auch Hark 2015) stellt für mich eine wichtige Argumentationsfigur für unseren Dialog dar, den ich mit der Reflexion unserer eigenen Sprache, unserer Positionierung und Verantwortung beginne.

MM: Dass es nicht *das* Trauma gibt und *die* Traumatisierten darin folge ich Dir ebenso wie darin, dass das Nicht-Gehörtwerden, das eigentliche gesellschaftliche Problem von Subalternen ist. Allerdings habe ich den Begriff der „Sprachzerstörung“ nicht in dem Sinne aufgegriffen, dass etwas von außen von einem Beobachterstandort als „zerstört“ erachtet wird, sondern dass es Ereignisse in einer Biographie geben kann, die dann gemeinhin als „traumatisierend“ bezeichnet werden, die von den Betroffenen so ohne Weiteres sprachlich nicht mehr symbolisierbar sind. Zudem stimmst Du mir wohl zu, dass es ein bedeutender Unterschied ist, ob jemand schweigt oder über Gewalt zum Schweigen gebracht wird.

HS: Ja, es geht immer auch um Gerechtigkeit, wenn wir nach den unterschiedlichen Gründen und Bedingungen des Schweigens von Gewaltüberlebenden fragen, da es auch eine Verantwortung von Zeugenschaft von Gewalt, Täter*innen und Opfern gibt. So schreibt Caorlin Emcke in ihrem Buch „Weil es Sagbar ist“ in gesellschaftspolitischer Absicht argumentierend: „In der extremen Ausnahme-situation, in der traumatisierten Person oder/und auch in der Gesellschaft, die diese Gewalt erst zugelassen hat und die sich nun dazu verhalten muss – verändert sich auch die Aufgabe der Zeugenschaft. Das Schweigen als unveränderlich zu behaupten, Opfer von extremer Gewalt als reduziert auf das »nackte Leben« zu bezeichnen, bestimmte Ereignisse als »unbeschreibliche« zu deklarieren mag der wohlmeinenden Perspektive geschuldet sein, die Schwere der Traumatisierung der Opfer anzuerkennen. Aber die Position lenkt damit immer auch von der Frage ab, ob es nicht eventuell auch soziale, gesellschaftliche Faktoren sind, die das Schweigen befördern und das Erzählen behindern“ (Emcke 2013: 77). Umso mehr gilt – so Emcke – der „Ethos des Erzählens“ [...]: erzählt wird für diejenigen, die es selbst nicht (mehr) können, die stumm gemacht werden sollten – und dezentwegen es kein stummes Entsetzen geben darf. Und erzählt wird denjenigen, die, ebenso willkürlich, ungeprügelt blieben, den Außenstehenden, [...] für die es keine Unschuld des Nicht-Wissens geben kann“ (ebd.: 98 f.). Werden Menschen

so beschädigt, dass sie ihre Erfahrung von Gewalt für sie nicht sagbar ist, wenn es Niemanden gab der/die für sie sprechen konnte, dann „wäre die Sprachlosigkeit nicht nur ein hermeneutisches oder psychologisches Problem, sondern auch eines der Gerechtigkeit. Wenn Opfer von Gewalt das, was ihnen widerfahren war, nicht erzählen könnten, würden Diktatoren und Folterer obsiegen“ (ebd.: 17). Insofern tritt Emcke mit der politischen Verantwortung mahnend für das Sagbare von Gewalt in der Gesellschaft ein, durchaus im Gegensatz zum paternalistisch praktizierten und von Spivak aus kolonialkritischer Perspektive monierten „Für Andere Sprechen“ akademischer Eliten.

MM: Es wäre zynisch, wenn wir in Situationen herrschaftlicher Gewalt, die Menschen – wie auch immer – die Sprache rauben, nicht auch advokatorisch die Stimme ergreifen. Dennoch wäre für mich die Frage vordringlich, wie es gelingen kann, Subalternen und auch durch Gewalt der Sprache Beraubten einen Raum zu eröffnen, wo sie zu einer eigenen Sprache finden können. Damit bin ich dann auch bei Deiner Forderung, dass wir unsere eigene Positionierung zu reflektieren haben. Das ist ja auch die eigentliche Intention von Spivaks Essay, wobei sie polemisch vermerkt, „dass das Hinterfragen des Orts des Forschers bzw. der Forscherin in vielen jüngeren Kritiken des souveränen Subjekts eine bedeutungslose Frömmigkeit bleibt“ (2008b: 19). Ich hoffe, dass wir mit unserem Dialog über wechselseitiges Hinterfragen uns Chancen eröffnen, darüber hinaus zu kommen.

Spivak schließt ja an Edward W. Saids Kritik von Foucaults Machtbegriff „als einer fesselnden und mystifizierenden Kategorie“ (Spivak 2008b: 39) an. Und vor diesem Hintergrund halte ich es für notwendig, zwischen der ‘Macht’ derjenigen zu differenzieren, die Gewalt einsetzen (auch) um Menschen mundtot zu machen – ob wir dies traumatisierend nennen oder nicht – wobei ich in diesem Fall auch gerne weiterhin im Anschluss an Hannah Arendt (1998) von *Gewalt* sprechen würde.

Davon deutlich unterscheiden will ich die ‘Macht’ derjenigen, die im Zusammenhang mit der Verwaltung bestimmter zuschreibender Kategorien als Monopol einer institutionalisierten Wissenshierarchie Traumata klinisch zu diagnostizieren beanspruchen und die vor diesem Hintergrund im Arendtschen Sinne nicht nur über *Macht*, sondern durchaus auch *Gewalt*-Mittel verfügen.

Schließlich stellt sich für mich die Frage nach unserer ‘Macht’, wenn wir darüber diskutieren, ob diejenigen, die von solcher Gewalt – und da würde ich die der Psychiatrie mit einschließen – betroffen wurden, als zwar spezifische, aber dennoch durchaus unterschiedliche subalterne Gruppen „sprechen können“. Klar können wir dies nutzen, um unsere „Erhabenheit“, wie Marx (1990a: 5f.; 1990b:

533f.) dies in seiner dritten These über Feuerbach nennt, zu reproduzieren, die uns ja nicht zuletzt durch unsere akademischen Titel zugesprochen wird.

Bedeutsam scheint mir in diesem Zusammenhang jedoch Gramscis Unterscheidung zwischen klassischen Intellektuellen einerseits, die sich selber (fälschlicherweise) als eine Klasse außerhalb der Gesellschaft sehen, obwohl sie mit ihrer – in unserem Falle – wissenschaftlichen und lehrenden Tätigkeiten in die *Macht* hegemonialer Bestrebungen eingebunden sind, sowie von ihm als *organisch* bezeichneten Intellektuellen andererseits, die jede Klasse aus ihren eigenen Reihen hervorbringt.

Nicht dass ich eine solche Funktion für mich aus mir selbst heraus beanspruchen könnte. Zwar entstamme ich einer von Gramsci als subaltern bezeichneten Klasse. Auch gehören – wenn ich mit Dir die Frage erörtere, ob Traumatisierte sprechen können – Erlebnisse zu meinem biographischen Hintergrund, über die ich nicht zu sprechen vermochte und für die ich bis heute keine angemessene Sprache gefunden habe. Dennoch maße ich mir nicht an, im Namen oder für Traumatisierte zu sprechen. Letzteres würde – wie Spivak überzeugend darlegt – ja mit dazu beitragen, ihnen ihre eigene Stimme zu nehmen. Und vor diesem Hintergrund stimme ich mit Dir hinsichtlich der Notwendigkeit einer ideologiekritischen Auseinandersetzung mit Trauma-Definitionen absolut überein.

HS: Wenn wir – wie Emcke (s.o.) – eine Verantwortung zur Bezeugung von Gewalt, für die aus verschiedenen Gründen nicht sprechen könnenden Überlebenden haben, um das Wissen in die Gesellschaft hineinzutragen, ist auch für mich zentral, nicht erfahrungseignend *für* ‘Traumatisierte’ zu sprechen. Wir stehen dabei unweigerlich in der Gefahr, in eine binäre Konstruktion von Macht/Ohnmacht zu verfallen und Überlebende auf einen Opferstatus zu reduzieren. Deshalb habe ich auch betont einen Gegenakzent zur Verallgemeinerungsmetapher ‘Trauma’ gesetzt, in der ‘Traumatisierung’ als eine universalisierende objektivierbare Erfahrung erscheint. Denn deren (fach)öffentliche wie alltägliche Präsenz droht derzeit zu einer Verwässerung der – ‘Traumatisierungen’ zugrunde liegenden – Gewaltausübung zu führen und erweist sich damit für die Unsichtbarmachung konkreter Täter*innenschaft als äußerst dienlich. Es geht darum, etwas sichtbar zu machen, das vielerorts unsichtbar ist, weil anderes sichtbar gemacht und hervorgehoben wird (Foucault (2003: 521f.; Haraway 1995: 39).

Als Musterbeispiel für ein Unsichtbarmachen kann die „klassische“ Ursache-Folge-Definition aus dem Lehrbuch der Psychotraumatologie von Fischer und Riedesser herangezogen werden: „Psychisches Trauma ist ein vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und individuellen Bewälti-

gungsmöglichkeiten, das mit Gefühlen von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt“ (1998: 79). Ein äußeres Ereignis wird ummantelt mit „bedrohlichen Situationsfaktoren“, die zu einer inneren psychischen Realität führen. Subjekte, Gewaltinstanzen oder Machtverhältnisse, die das soziale Geschehen ermöglichen, werden hierbei nicht erwähnt.

Und wenn die ICD-10 „Situationen mit außergewöhnlicher Bedrohung oder katastrophenartigem Ausmaß“ (F43.2; www.icd-code.de/icd/code/F43.2.html) als Ereignisse auffasst, die eine posttraumatische Belastungsstörung auslösen können – also Katastrophen, wie sie von der Natur oder von Menschen verursacht sein können: Kampfhandlungen, schwere Unfälle, Folterung, Terrorismus und Vergewaltigung –, dann transportiert dies „unter der Hand eine klassenspezifische männlich-weiße, nicht-behinderte Perspektive auf Trauma und damit eine machtvolle definitorische Engführung und Ausgrenzung noch möglicher Ereignisse“ (Wuttig 2016: 251; Herv.i.Orig.).

Bettina Wuttig weist darauf hin, dass solche Ereignisse „für die allermeisten (jungen) Männer der weißen Mittelschicht in den postfordistischen Ländern des ‘Nordens’ [...] ‘Situationen außergewöhnlichen Ausmaßes’ sind, für viele Schwarze [*sic*] Menschen, *people of colour*, *queers*, *queers of colour*, Frauen, Staatenlose, die allermeisten Menschen, die in den Ländern des Südens leben oder in den von Armut bedrohten ‘Ghettos’ der westlichen Welt [...] allerdings und bedauerlicherweise nicht. Akute Bedrohungen existenzieller, materieller, und sexueller Art gehören für viele Menschen zum ganz normalen Alltag“ (ebd.: 251; Herv.i.Orig.). Ihr geht es jedoch nicht nur „um die lauten gewaltsamen Übergriffe“ (ebd.: 250), sondern sie spricht auch das Sichtbarwerden alltäglicher Zurichtungen durch normative Gewalt an, die traumatisierend wirkt/wirken kann und nicht nur in der Gruppe der klinisch so bezeichneten und insofern „anerkannten“ Traumatisierten zu finden ist. Sie fragt, ob so nicht auch „‘leisere’, unauffälligere, in alltägliche gesellschaftliche Praktiken eingelassene Formen der Gewalt einverleiben“ und „subjektivierend“ wirken können, „indem sie an der somatischen Dimension der Individuen ansetzen“ (ebd.).

MM: Diese in den letzten Jahren vor allem im Kontext der Rezeption von Bourdieus Habitus-Theorie diskutierten Momente der Inkorporation sind ja auch schon zuvor von Norbert Elias (1997) im Rahmen seines Habitus-Konzeptes und noch vorher von Dissidenten der Psychoanalyse, wie Wilhelm Reich (2010) im Rahmen seiner Charakter-Analyse oder Alfred Adler (1983) mit seinem Konzept von Organdialekt fokussiert worden. Stärker als von Bourdieu oder im Diskurs

um Subjektivierung im Anschluss am Foucault und Butler sehe ich bei ihnen jedoch einerseits die Bewältigungsleistungen des Subjekts und andererseits die Unterschiede zwischen – um in Wuttigs Metaphorik zu bleiben – ‘lauteren’ und ‘leiseren’ Formen der Gewalt in den Blick genommen. Vor diesem Hintergrund wäre meine These, dass gerade die von Wuttig als ‘laut’ bezeichneten gewaltsamen Übergriffe in ihrer gemeinhin als traumatisierend bezeichneten Wirkungen den Betroffenen die Sprache rauben.

Im Anschluss an Spivak, die darauf verwiesen hat, dass „jeder Moment, der als Fall von Subalternität bemerkt wird, [...] unterminiert“ (2008c: 121) sei, weil „die reinen Subalternen“ (ebd.) sich nicht fassen ließen, ist mir die Problematik einer solchen Rede von Traumatisierung durchaus bewusst. Spivak zieht daraus umgekehrt die Konsequenz, dass „folglich etwas von einem Nicht-Sprechen [...] im Begriff der Subalternität selbst“ (ebd.) liege.

Was heißt sprechen? Und um welche Geschichten geht es?

HS: Klärungsbedürftig ist dann aber, was Sprechen bzw. Nicht-Sprechen heißt. Von einem narrativen Standpunkt – also der Dekonstruktion eines essenzialistischen Subjekts – gehe ich davon aus, dass Subjekte beim Sprechen „über sich“ erst hervorgebracht werden, dies geschieht aber immer vermittelt durch die Lebensbedingungen (Holzkamp 1985). Ich meine also nicht statische Entitäten oder Identitäten, wie sie im Label *der* ‘Traumatisierten’ aufscheinen.

Das Sprechen kann auch mittels narrativer Selbstthematization eine situative narrative Identität bzw. eine lokale und pragmatisch (oder strategisch) situierte Identität konstituieren, die aus den bestehenden Ressourcen der Person im Hinblick auf die jeweilige Situation und ihren Handlungsbedarf geschaffen werden kann, immer aber von den Umständen der Entstehungssituation abhängt (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 91). Streng davon zu unterscheiden ist das von Gerhard Riemann in seiner Studie über psychiatrische Patient*innen beobachtete „Eindringen psychiatrischer Terminologien in das eigene autobiografische Kategoriensystem“ (1987: 448). Dieses kann zum „Fremdwerden der eigenen Biographie“ (ebd.) führen. Die Macht dieser Theoriebestände liegt darin, dass sie gesellschaftlich anerkannt, wissenschaftlich legitimiert und durch institutionelle Verfahren abgestützt sind (ebd.). Gerade im Traumabereich und in der Aufnahme der posttraumatischen Belastungsstörung in die ICD-10 sticht eine entkontextualisierende und entpolitizierende Diagnostik (vgl. Becker 1997) ins Auge, die sich in differenzialdiagnostischer Symptomkatalogisierung zu bewähren sucht. Dabei werden allerdings nicht, wie im Vokabular gefasst, „Psychotiker, Neuroti-

ker oder Borderliner“ beschrieben, sondern es sind „Gefolterte, Verschwundene und Exilierte und Familienangehörige von Ermordeten“ (Becker 1992: 68), die versuchen gehört zu werden. Oder müssen andere für sie sprechen?

MM: Helga Cremer-Schäfer und Heinz Steinert (2014) haben herausgearbeitet, dass Kategorisierungen, zu denen auch die der ‘posttraumatischen Belastungsstörung’ zählt, mit bestimmten Typen der Intervention und Herrschaftstechniken verbunden sind, die ihren herrschaftlichen Charakter vor allem dadurch erlangen, dass es ihnen gelingt, die *zugeschriebenen* Kategorien wie eine ‘Beschreibung’ funktionieren zu lassen. Und so gewinnen dementsprechende „Krankheitsgeschichten“ auch dadurch eine ganz eigene Qualität, dass sie aktenkundig werden in Form rechtsrelevanter Diagnosen, Gutachten, Stellungnahmen, Berichten und Dokumentationen.

HS: Bei solchen „Krankheitsgeschichten“ handelt es sich somit um *hegemoniale Stories*. Wenn ich von erzählbaren und nicht erzählten „stories“ (im Sinne von multi-storied lives) spreche, vertrete ich die Auffassung, dass immer mehr als eine (problembeladene, ‘traumatische’) Geschichte im Leben von Menschen vorhanden ist. Eine der vielen erlebten Geschichten ist die eigene Handlungsgeschichte, denn Menschen sind nicht nur als passive Empfänger*innen von ‘Trauma’ zu sehen, sondern „any person who has experienced trauma *always does* something ... The person *always responds*“ (Yuen 2011: 3; Herv.i.Orig.). Und Geschichten werden immer je nach emotionaler Haltung aus einer konversationalen Position heraus erzählt und selektiert. Da aktuelle Diskurse in Verbindung mit ‘Opfern’ und deren Rolle insbesondere im Zusammenhang mit ‘traumatischen’ Erfahrungen oftmals zu langfristigen defizitären Identitätskonstrukten und selektiven subjektiven wie professionellen Narrativen führen, ist die Fokussierung auf die Reaktionsweisen nach traumatischen Situationen förderlich, weil sich daraus eine zweite oder weitere Geschichten – z.B. von widerständigem Handeln – entwickeln können, mit denen Sicherheit erzählbar sowie erzählend hergestellt werden kann und eigene Fähigkeiten der Betroffenen in den Blick geraten (vgl. Yuen 2007). Es geht also um die „Vergeschichtung“ bisher nicht erzählter Erfahrungen, deren (Be-)Deutungshoheit bei den Erzählenden liegt – ohne identitären Zuschreibungsakt.

Bleibt die Deutungshoheit jedoch bei den Professionellen, so ist dies mit Foucault (1976) als institutionelle Herrschaftstechnik zu verstehen. Seine Analyse des Wissen beanspruchenden, objektivierenden und kategorisierenden „klinischen Blicks“ als (subtile) soziale Praxis von Machtverhältnissen kommt zu dem Schluss, dass Subjekten oft das letzte identitätsstiftende Besitztum genommen wird: die

authentische Erfahrung. Diese Gedanken unterstützen die Überlegungen Franziska Lamotts, die nicht nur zeigt, wie „in den Behandlungszentren *das Trauma* die Praktiken, Technologien und Narrative zusammen[hält], mittels derer diagnostiziert und behandelt wird“ (2003: 55; Herv.i.Orig.; Erg. HS), sondern auch, wie Fachkräfte in konkreten Interaktionen regulieren, was gesagt wird und was als sagbar bzw. als nicht sagbar gilt. Deutlich wird dabei, wie das Sprechen über das, was Menschen an Leid und Wunden seelisch zugefügt wird und sich körperlich nachhaltig einschreibt – um nicht immer das Abstraktum ‘Trauma’ zu benutzen –, hegemonial und institutionslogisch reguliert wird oder werden muss, wenn es nicht die Personen schon selbst machen.

„Aus der erlebten Situation muss ein ‘lesbares Trauma’ werden“, so Lamott (ebd.: 56), um von einer Fachkraft verstanden zu werden, denn deren Vorstellungen orientieren sich an symptomatischen Beschreibungen wie der ICD-10. Die jeweils gültige „Rhetorik der Leidenspräsentation, die notwendige Preisgabe der Intimität“ (ebd.: 55) und die im jeweiligen Rahmen erwarteten „Chiffren der Verletzlichkeit“ (Scarry 1992; vgl. Lamott 2003: 55) stellen die Voraussetzungen dar, damit Leidensgeschichten von den Fachkräften wiederum dechiffriert werden können (ebd.). Durch diesen Kodierungs-Dekodierungs-Prozess werden ihre Aussagen für die Expert*innen „nützlich“ und „verwertbar“ im Sinne der rahmenenden Regularien, was den Betroffenen letztlich z.B. die Tür zu sozialstaatlichen Ansprüchen oder im Falle eines Asylverfahrens sogar zu einer entsprechenden Anerkennung und dem damit verbundenen Aufenthaltsstatus öffnet. Lamott spricht hier von einem „moralischen Pakt“ (ebd.: 56), nicht als statische Größe, sondern bezüglich dessen, was Zuhörer*innen annehmen und gemeinsam mit den Erzählenden für „richtig“ halten (müssen). Sie schlussfolgert, dass es um eine rhetorische Kompetenz geht, ob und was gehört wird, denn Trauma sei ein „interaktives Konstrukt“ im „Zusammenspiel verschiedener Erwartungen und Ordnungsvorstellungen“ (ebd.: 56f.) der verschiedenen beteiligten Expert*innen. Zum „symbolischen Kapital“ (Bourdieu 1976) werden die Erzählungen Betroffener also erst, „wenn es gelingt, die individuelle Geschichte in den herrschenden Fundus der Erzählgemeinschaft einzuordnen und über diese Integration einen anerkannten Opferstatus zu erlangen“ (Lamott 2003: 57).

MM: Zwar bin ich kein Anhänger von Bourdieus heuristischer Kapitaltheorie, weil sie den von Marx streng relational gefassten Kapital-Begriff als „ein durch Sachen vermitteltes gesellschaftliches Verhältnis zwischen Personen“ (1988: 793) tendenziell fetischisierend zu verdinglichen droht. Ich würde deshalb lieber von einer Art ‘Dividende’ für die Einfügung in die hegemoniale Ordnung sprechen.

Deutlich wird für mich an Deinen Ausführungen im Anschluss an Lamott jedoch eine weitere Form, wie von traumatisierender Gewalt Betroffene in eine subalterne Position gedrängt werden und ihnen so hegemonial die Möglichkeit genommen wird, eine eigene Sprache zu finden, um die ihnen widerfahrene Gewalt, die häufig als Mittel zur (Re-)Produktion von Herrschaftsverhältnissen fungiert, angemessen gesellschaftlich zu repräsentieren.

HS: In dem von mir jüngst gemeinsam mit Martin Kühn und Julia Bialek geschriebenen Beitrag „Trauma und Lebensbewältigung: Zur Re-Vergewisserung des Sozialen gegen eine Kolonisierung und für das Recht auf Autor*innenschaft der eigenen Geschichte“ (Schulze et al. i.Dr.) ging es uns insbesondere darum herauszuarbeiten, wie im Traumatisierungsdiskurs mit störungsorientierten Erklärungen universell definierter innerer Prozesse als Traumatisierungsfolgen unweigerlich eine Negierung des interaktionell Sozialen „zwischen Menschen“ (Vygotskij 2002) verbunden ist. Diese Störungszuschreibung durch Expert*innen mit der Folge der Enteignung subjektiver Erfahrung, Deutung und Handlungsweise haben wir (in Referenz zu Holzkamp 1995) als „wissenschaftliche Kolonisierung“ benannt.

Ursprünglich wollten wir den Artikel „Trauma – (k)eine Lebenslage?“ übertiteln, um damit auszudrücken, dass ein als ‘Trauma’ bezeichnetes Erleben nicht aus entkontextualisierten, singulären Ereignissen besteht, sondern in Lebensbedingungen vor, während und nach dem Erleben von Gewalt eingebettet ist, in denen Subjekte immer auch Handelnde sind, aber auch mit ihnen gehandelt wird und Subjekte sich jeweils unterschiedlich aufbeides aktiv beziehen. Traumatisierungen und – bezüglich unserer Frage – das Sprechen darüber müssen also immer in der Interdependenz von Subjekt und Gesellschaft gesehen werden. Du hattest Elias angesprochen, auf dessen Konzept einer Interdependenz von Psychischem und Sozialem, Psycho- und Soziogenese (Elias 1987) wir uns dabei beziehen.

Vor allem aber beruhen unsere Überlegungen auf Vygotskij's (2002) Theorem, dass „der tatsächliche Entwicklungsprozess [...] sich nicht vom individuellen zum sozialisierten, sondern vom sozialen zum individuellen Denken“ (ebd.: 97) vollzieht und – das ist für unser Thema besonders bedeutsam – „in Abhängigkeit von der Beherrschung der sozialen Denkmittel, d h. in Abhängigkeit vom Sprechen“ (ebd.: 170). Vygotskij's (1934/2002) These, dass nicht das Denken sich im Sprechen ausdrückt, sondern das Sprechen auf das Denken wirkt, führt unweigerlich zu der Frage: Was denkt ein Mensch, dem sprachlicher Ausdruck fehlt bzw. genommen wurde, über sich und seine Welt? Dies möchte ich nicht als statische Eigenschaft von Können und Nichtkönnen verstanden wissen, sondern als dialektisches Kon-

zept, denn Form und Inhalt der Sprache bedingen unmittelbar das Denken und Handeln des Menschen.

Was ist sprachlich fassbar und was nicht?

HS: Aufgrund von konventionell erwarteten „Dominanzgeschichten“ bzw. „Problemgeschichten“ bleiben Erfahrungsaspekte und Aspekte subjektiver Bewältigung unbeachtet. Sie werden nicht „vertextet“ bzw. nicht erzählt. Aber – und das meine ich mit Dominanzgeschichten und sog. „unterdrückter Geschichten“ – das „Sich Erzählen“ unterliegt, wie Plößer (2013) es in ihrer poststrukturalistischen Dekonstruktion des Erzählens in Rückgriff auf Butler und Foucault problematisiert, immer auch bestimmten normdurchdrungenen Diskursregeln, indem wiederum eine normorientierte Selbstführung versprachlicht werden kann. Hierzu argumentierend zitiert Plößer (ebd.: 1375) Tilsen und Nyland (2010: 99), was sich auf unser Thema des Sprechen Könnens beziehen lässt: „How can we use language and discourse in ways that invite a proliferation of possible identity conclusion and performances rather than discourses that mandate and regulate identities?“

In der Narrative Therapy (und mit Bruner, Vygotskij) gilt es, gemeinsam neue Erzähllinien zu schaffen, die die bisher nicht ausgesprochenen Erfahrungen und deren Bedeutungszuschreibung enthalten. Indem bisher nicht „vergeschichtete“ Erfahrungen als Geschichten erzählbar werden, kann sich die Sicht auf die dominierende „Problemgeschichte“ und im Bereich Traumatisierung die Einengung und Reduktion des Viktimisierungsdiskurs – ohne Bagatellisierung von Ohnmachtserfahrung durch Gewalt – in Richtung Handlungsfähigkeit transformieren. Insofern geht es eher um ein „Fremdmachen“ entgegen des oftmals zu schnellen „Verstehens“ und im Sinne einer kategorisierenden „Nostrifizierung“, wodurch die Gefahr der „Vereinnahmung fremder Lebenswelten und andere Machtwirkungen“ (Völter 2008: Abs. 1) besteht, die es aber gerade im ‚Verstehen‘ zu vermeiden gilt. Denn wie das Erzählen, so entspringt auch das Hören einer sozialen Ordnung und diskursiven Konventionen, die es in den „Idiosynkrasien des Erlebens der Interpretierenden“ (Müller/Witek 2015: 68) beobachtbar zu machen gilt. Die Frage ist deshalb für mich, wie auf das Sprechen Bezug genommen wird, wie Wörter gehört werden und wie mit Wörtern – im Sinne von Derrida (1988), auf den sich ja auch Spivak (2008b) bezieht – als sich immer „in Bewegung von Bedeutung“ befindender sprachlicher Raum, umgegangen wird.

Für das professionelle Handeln in der Sozialen Arbeit erfordert dies immer auch Diskurskritik, also eine kritische Sensibilität für die Selbstverständlichkeiten suggerierender Begrifflichkeiten, mit denen implizite kulturelle – und im Hinblick

auf den hier zur Debatte stehenden Traumadiskurs besonders wichtig: – psychologische, pädagogische und medizinische Sinnkontexte in ihrer Wahrheitsproduktion reproduziert und stabilisiert werden, die wiederum das Einlassen auf die Rekonstruktion neuer und subjektorientierter Bedeutungsgehalte verhindern. Die sich in Sprache selbstverständlich eingeschriebenen Privilegien sozialer Positionen wie z.B. zwischen Geschlechtern, Generationen, zwischen Einheimischen und Zugewanderten „Etablierten und Außenseitern“ (Elias/Scotson 2006) sind also in ihren Hierarchisierungen in den Blick zu nehmen. Solche legitimierten Benennungen – oftmals in Form von Abstraktionen – bergen eine performative Kraft bei der Erzeugung von Wirklichkeit in der Praxis Sozialer Arbeit, wie ich dies schon am Beispiel der Arbeit von Franziska Lamott (2003) skizziert habe. Zu fragen wäre hier in Bezug auf das als ‘Trauma’ kodierte Erleben der Betroffenen: *Was wird wie* aus den Augen bestimmter Akteur*innen im Rückgriff auf professionelle und damit diskursive Standpunkte sagbar gemacht? Und: *Was wird wie* dabei als sagbar ausgeschlossen?

Während des Sprechens wirkende Normen führen dazu, dass sich Subjekte entlang dieser positionieren (müssen), was in der an Foucault (u.a. 2005) und Butler (u.a. 2001) anschließenden analytischen Tradition als *Subjektivierung* bezeichnet wird. Eine dekonstruktionistische Beachtung des Sprechens nach Derrida (1988, 1984), mit der die Wörter und Begriffe selbst zum Objekt der Kommunikation und zur Herstellung von (neuer) Bedeutung gemacht werden, eröffnet aus meiner Perspektive für die Praxis Sozialer Arbeit jedoch auch Möglichkeiten, ein widerspenstiges Vokabular (vgl. Plößer 2013) zu entwickeln, als Grundlage widerständiger Erzählungen „über sich“. Denn die Praxis des Sprechens kann immer beides sein: Ort der Unterwerfung unter machtvolle Normen, aber auch Ort für alternative Erzählungen. Martin Kühn nennt dies „eine Destruktion des funktionalen Dialogs mit sich selbst, der Umwelt und nicht zuletzt mit dem Leben an sich“ (2011: 12), Vygotskij formulierte dazu bereits vor fast hundert Jahren: „We become ourselves through others“ (1989: 56).

Durch das Nicht-Sprechen oder gerade auch durch hegemoniale Sprechordnungen können ‘traumatisierte’ Menschen – ob Kinder, Jugendliche oder Erwachsene – nicht nur die Fähigkeit zu sprechen verlieren, sondern auch den Kontakt zu sich selbst und anderen, sodass es mir treffend erscheint, von Phasen während und nach ‘traumatisierendem’ Erleben (falls es dies überhaupt gibt – vgl. Keilson 1979 „sequenzielle Traumatisierung“) sowie von nachhaltigen Beziehungstraumatisierungen zu sprechen.

Die Wiederaneignung der Fähigkeit, über das Unaussprechliche reden zu können, stellt daher aus meiner Perspektive einen wichtigen Beitrag dar, der

traumabedingten Ohnmacht zu entkommen, denn die „Ursprungsfunktion des Sprechens ist die Funktion der Mitteilung, der sozialen Beziehung, der Einwirkung auf andere“ (Vygotskij 2002: 94). Die traumatisierte Person kann somit durch ein anderes Erzählen über sich wieder selbst zum/zur aktiv Handelnden in der eigenen Historie, im Alltag und in der Zukunft werden. Denn die zutiefst seelische wie körperliche Wirkung traumatischen Leids hat unmittelbar isolierende Auswirkungen auf die personalen Möglichkeiten, an sozialen oder gesellschaftlichen Prozessen teilzuhaben.

MM: Deinen Ausführungen kann ich weitgehend zustimmen. In einem Punkt jedoch unterscheiden wir uns vermutlich: Du hast bezüglich der Thematisierung von als Trauma kodierten Gewalterfahrungen durch Professionelle die Frage gestellt: *Was dabei wie* als sagbar ausgeschlossen wird? Vor dem Hintergrund meiner kritischen Auseinandersetzung mit psychobiologischen und neurologischen Erkenntnissen im Hinblick auf die Verarbeitung existenzbedrohlich-überwältigend erlebter Situationen im Zusammenhang meines Versuches einer selbstregulations-theoretischen Rekonstruktion von dem, was im Kontext von Sozialisationstheorie unter den Begriffen *high-tension-learning* oder auch *formativ moments* diskutiert wird (vgl. May 2004: Kap. 2.3 & 3.2) und in klinischen Kontexten als traumatisierend kodiert wird, scheinen solche Lebenswiderfahrnisse zwar sensomotorisch gespeichert, aber nur sehr bedingt sprachsymbolisch repräsentierbar zu sein, weshalb sie dann auch – wie Dornes den diesbezüglichen Forschungsstand resümiert – „als abgesprengte symptomatische Inseln ein Eigenleben führen“ (1994: 225).

Dafür bleiben aber diese einzelnen sensomotorischen Fragmente umso stärker in all den Situationen, die im Hinblick auf die entsprechenden Indikatoren auch nur im Entferntesten an die entsprechende Situation von *high-tension* erinnern, in denen sie *gelernt* wurden, durch die direkte, selbstregulierende, neuronale Vermittlung vom Thalamus zum Mandelkern abrufbar. Das bedeutet z.B., dass allein ein bestimmter Geruch oder ein Geräusch, das eine solche traumatisierende Situation begleitete, entsprechende Reaktionen des Organismus selbstreguliert hervorrufen kann ohne dass die für Bewusstsein und Willkürhandlungen charakteristischen neuronalen Schleifen zwischen subcorticalen und corticalen Zentren durchlaufen werden. In Situationen existenzieller Bedrohung bedeutet dies einen möglicherweise entscheidenden Zeitgewinn, weshalb sich diese Form der direkten, selbstregulierenden, neuronalen Vermittlung vom Thalamus zum Mandelkern evolutionär wohl auch erhalten hat. Sie kann jedoch auch zu vorschnellen und unangemessenen Reaktionen führen, weil nur ein bestimmtes „Alarmsignal“, aber gar keine existenzbedrohliche Situation vorliegt, oder somatische Reaktionen

auslösen, die dann als Symptome einer posttraumatischen Belastungsstörung zugerechnet werden.

HS: Michael, Du sprichst im Anschluss an Dornes von „abgesprengten sensomotorischen Inseln“. Ist es nicht so, dass – wenn wir dem Zuhören Zeit und Raum geben und wenn wir uns beim Zuhören auch auf das Nicht-Sprachliche beziehen – solche Erfahrungen ja nicht immer ein insuläres Eigenleben führen müssen. Sie müssen ja nicht auf immer dort verweilen, sondern sie können über das Soziale „am Du zum Ich“ (Buber 1965: 32) also vermittelt durch Intersubjektivität integriert werden (Mayer 2019). Wichtig ist hierbei, mit Feuser gesagt, „Der Mensch wird zu dem Ich, dessen Du wir ihm sind“ (Feuser 1995: 175). Im lebendigen Sozialen „Zwischen“ liegt doch die verantwortliche Chance und Kraft?

MM: Die Befunde der Neurobiologie sprechen da entgegen, weil diese – wie Dornes sie nennt – „abgesprengte[n] symptomatische[n] Inseln“, dem Bewusstsein gar nicht zugänglich sind. Ich stehe wie Du der Neurobiologie in vielen Punkten skeptisch gegenüber. Die Befunde, die Dornes' Formulierung zugrunde liegen, lassen sich aber nicht wegdiskutieren. Wie schon angedeutet, habe ich solche Befunde der Neurobiologie in meinen Überlegungen zu einer Theorie der Selbstregulierung ja dialektisch aufzuheben versucht. Ich habe sie dabei auf das Verhältnis von *toter* und *lebendiger Arbeit* bezogen, wobei ich diese ursprünglich auf Marx zurückgehenden Begriffe im Anschluss an Negt/Kluge (1981) sehr geweitet habe und sämtliche menschlichen Organe und auch neuronalen Bahnungen als *tote Arbeit* fasse. Im Falle der von mir angesprochenen, den posttraumatischen Belastungsstörungen zugerechneten somatischen Reaktionen hat die auf entsprechende Reiz-Reaktions-Schemata reduzierte *tote Arbeit* die Macht über die *lebendige Arbeit* komplexer Selbstregulierungen in den neuronalen Schleifen zwischen subcorticalen und corticalen Zentren erlangt, die Grundlage unseres bewussten und willkürlichen Handelns sowie Sprechens sind. Dies hier näher auszuführen, würde jedoch den Rahmen sprengen. Ähnlich wie Marx Entfremdung auf eine Übermacht *toter Arbeit* zurückführt, sehe ich darin auch den Grund für solche dem sprachlich strukturierten Bewusstsein nur schwerlich zugänglichen Prozesse (May 2005: 157ff.).

Du hast – gestützt auf Vygotskij – ja die These vertreten, dass die Sprache das Denken bestimme, was ein so unterschiedlicher Theoretiker wie Nietzsche (1980) ganz ähnlich gesehen hat, an den dann ja auch Foucault anschließt. Lacan geht in dieser Hinsicht sogar noch einen Schritt weiter, postuliert er doch, dass selbst „das Unbewußte radikal die Struktur von Sprache“ (1975: 182) habe. Die

skizzierten nur sensomotorisch gespeicherten und damit unbewussten Aspekte eines *high-tension-learning*, die ich als Übermacht *toter Arbeit* zu fassen versucht habe, sprechen da dagegen. Mit Lorenzer (vgl. 1986: 14f.) wäre bezüglich Lacans These anzunehmen, zwischen dem *Untersuchungsgegenstand* der Psychoanalyse, der als Erzählung oder freie Assoziation ohne Zweifel sprachlich strukturiert ist, und ihrem *Erkenntnisgegenstand* zu unterscheiden. Letzterem versucht sie sich zwar auf jener sprachlichen Datenbasis anzunähern. Als „sinnlich erfahrbares Leiden, das nach Aufhebung“ (Lorenzer 1973: 142) über und in *lebendiger Arbeit* verlangt, muss dieser Gegenstand jedoch „»hinter« Sprache in der freilich ohne Sprache nicht denkbaren praktisch-dialektischen Auseinandersetzung des Menschen mit Natur begriffen werden“ (Lorenzer 1977: 179), was eine „Hermeneutik des Leibes“ (Lorenzer 1988) erfordert. Ich teile vor diesem Hintergrund auch Lorenzers Kritik, wonach durch Lacans Festhalten an einer Einheit von psychoanalytischem Gegenstand und Sprache „das Subjekt zur Leerstelle – [...] die Frage nach der Produktion individueller Struktur (die ich als *lebendige Arbeit* fasse M.M.) unter objektiven Bedingungen (die ich als *tote Arbeit* fasse M.M.) vorweg »gegenstandslos« [...] und das Unbewusste dem irdischen Zusammenhang mit gesellschaftlicher Praxis so gänzliche entzogen“ (ebd.) wird.

Was können Professionelle tun?

MM: Aus meiner Sicht völlig zu Recht hast Du jedoch die entscheidende Bedeutung hervorgehoben, *wie* in professionellen Kontexten auf das Sprechen derjenigen, die von Gewalt überwältigt wurden, Bezug genommen wird und *wie* ihre Wörter situativ-interaktionell in ihren Sinnzuschreibungen gehört werden. Ich würde in dieser Hinsicht jedoch ergänzen, dass ein solches *Sprach-Verständnis* weit über die verbalisierten Wörter hinausgehen muss. Deine Betonung des *Wie* ist für mich im Richtung des Postulates von Wilhelm Reichs zu weiten, dass bezüglich dessen, was er Charakter nennt und Du mit dem Begriff der *Einverleibung* bezeichnet hast, „*wie* er spricht und handelt“ (Reich 2010: 56) bedeutsamer ist als „was der Patient sagt und tut“ (ebd.). Alfred Adler nutzte im Hinblick auf diese Fokussierung des *Wie* sogar den „Kunstgriff [...], auf die Worte des Patienten eine Weile nicht zu achten und aus seiner Haltung und aus seinen Bewegungen innerhalb seiner Situation seine tiefere Absicht herauszulesen“ (1974: 63). Lorenzer (2006) nennt diese Fokussierung des *Wie* *psychologisches* Verstehen. Kleinkinder sind darin erfahren, lange bevor sie die Bedeutung des ersten Wortes verstehen, vermögen sie doch an der Stimme und der Mimik der sie umsorgenden Personen zu erkennen, ob diese – in Worte gefasst – erregt, verunsichert, heiter oder apathisch sind.

Damit komme ich auf Deine Frage nach dem, was wir unter „Sprechen“ verstehen wollen, zurück. Neben den *sprachlich-symbolischen* Interaktionsformen unterscheidet Lorenzer entsprechend noch *sinnlich-symbolische* Interaktionsformen. Wenn Spivak als ein sicher sehr extremes Beispiel, *wie* Subalterne sprechen, den in besonderer Weise inszenierten Selbstmord einer indischen Frau analysiert, dann anerkennt sie diesen als eine zugegeben äußerst radikale *sinnlich-symbolische* Interaktionsform.

Bei den von mir in Verbindung mit *high-tension-learning* hervorgehobenen, unwillkürlichen sensomotorischen Lebensäußerungen handelt es sich jedoch um keine bewussten *sinnlichen Symbolisierungen*. Lorenzer spricht von *sinnlich-unmittelbaren* Interaktionsformen, deren Beginn er schon vorgeburtlich ansetzt. Diese erfordern noch eine weitere, sozialisatorisch betrachtet jedoch in dieser Weise als aller erste sich entwickelnde Verstehensart, die er *szenisches* Verstehen nennt.

Als professioneller Handlungsmodus Sozialer Arbeit habe ich (2005: 207ff.) das *szenische* Verstehen im Anschluss an einen von Negt/Kluge (1981: 987) in ihrer Analyse von Beziehungsarbeit geprägten Begriff „einfache Aufklärung“ genannt, weil sie zunächst nur die Seite der Professionellen betrifft und selbst wenn sie dem Gegenüber verbal als Deutung vermittelt wird, noch nicht die Interaktionsform selbst ergreift, um in und vermittels dieser neue Freiheitsgrade zu erschließen. Darauf aber kommt es meines Erachtens in der Sozialen Arbeit an und sollte eines ihrer Hauptziele sein. Ob in diesem Rahmen auch die mit existenzbedrohlichen Situationen bei den Betroffenen einhergehenden Fragmentierungen aufgehoben werden können, dürfte wohl eher selten möglich sein, erfordert dies doch nach neurobiologischen Erkenntnissen (van der Kolk/McFarlane/Weisæth 2007; van der Kolk 2018) eine im Kontext Sozialer Arbeit wohl eher glücklich auftretende Konstellation eines bestimmten emotionalen Erregungsniveaus auf Seiten der Betroffenen bei der Aufarbeitung dieser Situation, die jedoch nicht so stark sein darf, dass eine Retraumatisierung erfolgt, wie Du das auch schon als Gefahr benannt hast.

HS: Wenn ich über das „*Wie*“ des Sprechens „rede“, dann meine ich den situativen Herstellungscharakter, den Ort der Herstellung konkreten Sprechens, der durch strukturelle und/oder fließende Machtbalancen als koproduktive Wissensproduktion entfaltet wird. Diese ist natürlich nie machtfrei, sondern gerade im subtilen Wohlwollen oftmals sehr manipulativ wirksam, wo „Wissen“ immer an Deutungshoheiten geknüpft wird. Allerdings kommen ja sehr unterschiedliche Interpretationsfolien und Ideen zur Analyse von und über Entstehungszusammenhängen in Bezug auf das „*Wie*“ entsprechend unterschiedlichen Deutungskulturen der sehr verschiedenen psychoanalytischen Schulen wie auch in poststrukturalistischen

und narrativen Deutungs- und Verstehenskulturen (s.o. die poststrukturalistische Kritik von Plößer), die sich in unserem Dialog hier leider nicht auf fruchtbare Weise diskutieren lassen.

Aus der Perspektive der diskurskritischen Narrative Therapy und mit Michael Whites Aufnahme von Clifford Geertz (2003) formuliert, führen klinische Deutungen zu „dünnen“ Beschreibungen, die als Beobachtungen nur jeweils die eigenen Interpretationen der jeweiligen Mitglieder einer Deutungskultur enthalten und zu selbstreferenziell bestätigenden Schlussfolgerungen führen. Dies gilt z.B. für Identitätskategorien wie Stärken, Ressourcen, Qualitäten, Motive, für Resilienz als Eigenschaft, für das Selbst als einheitlichen und essenziellen Kern des Seins, für das Konstrukt von „Oberfläche und Tiefe“ und für das „Essenzielle“ einer Person (White 1997: 53; Kronbichler 2001: 6). White schlägt die Differenzierung von dünnen und dichten Beschreibungen von einem poststrukturalistischen Standpunkt aus vor, als Alternative zur üblichen Unterscheidung von Oberfläche und Tiefe im strukturalistischen Diskurs mit dessen Zentrierung auf Expert*innen, denen allein das „Aufspüren von Tiefenstrukturen (z.B.: einer bestimmten gestörten Ordnung), die dem Oberflächenphänomen zugrunde liegen“ (Kronbichler 2001: 6), zugestanden wird. Annahmen und Ansätze wie diese sollten zur Frage, ob ‘Traumatisierte’ gehört werden – und von meinem Standort aus auch: sprechen können –, als Autoritätsquellen stärker in den Blick rücken.

Ich schließe mich Wuttigs Position an, dass die „Entschlüsselung bereits eine historisch und kulturell variante Lesart“ (2016: 239) sei, wogegen nichts spreche, solange dies nicht universalisiert werde. Dies bedeute, „in Bezug auf die Positionierungen innerhalb von Machtstrukturen, nicht-hegemoniale Interpretationen von Körperimpulsen vorzunehmen“ (ebd.: 358) und „hegemoniesensibel und -kritisch in Bezug auf die mit der Konstruktion von Identitäten einhergehenden gängigen Diskursfiguren“ (ebd.) lesen zu lernen.

Dies impliziert Fragen wie: Wer ist zur Interpretation des Leibes autorisiert? Wer spricht, wer definiert? Wie wird das Leibliche sichtbar gemacht, von wem, wo, wie? Und: Ist der Leib nicht ebenfalls – eigensinnig widerständig – politisch vereinnahmt? Wie wird er in seiner Verletzlichkeit und Semiotik sichtbar, (be) sprechbar, hörbar gemacht?

MM: Wenn Helga Krüger-Kirn in ihren konzeptionellen Überlegungen zur feministisch Ausgestaltungen eines – wie sie es nennt – *psychoanalytisch/körperpsychotherapeutischen Raums* darlegt, dass es dabei vor allem darauf ankäme, „im Rahmen einer gemeinsamen interaktiven Praxis [...] nach einer Sprache zu suchen, um die »unerhörten Botschaften der gegenwärtigen Symptome« zu ver-

stehen sowie darüber hinaus die Grenzen des gegenwärtigen emanzipatorischen Begriffs- und Diskursrahmens zu erweitern“ (2013: 413), dürfte Dir das aus der Seele sprechen. Der von ihr in Parenthese herausgehobene Begriff der »unerhörten Botschaften der gegenwärtigen Symptome« verweist ja nicht nur darauf, dass die Botschaften der als Symptome von Traumatisierung diagnostizierten somatischen und sensomotorischen Lebensäußerungen nicht gehört werden, sondern dass dies auch deshalb so schwierig ist, weil sie von der Umwelt häufig als „unerhört“ im Sinne von ungeheuerlich, empörend oder vielleicht sogar unverschämt erlebt werden (vgl. „Der Bericht – Bühne 1“ im Beitrag von Eva Georg in diesem Heft)

Krüger-Kirns Überlegungen greifen dann weiterhin implizit die doppelte Bedeutung des Begriffes der *Repräsentation* auf, der auch in Spivaks Essay von zentraler Bedeutung ist und ursprünglich zurück geht auf Marx (2009) berühmten *18. Brumaire des Louis Bonaparte*. Spivak kritisiert in ihrem Essay ja nicht nur, dass ein stellvertretendes Sprechen für die Subalternen mit dazu beiträgt, diesen ihre Stimme zu nehmen. Am Beispiel der Position von Foucault und Deleuze, dass Subalterne sehr wohl für sich selbst sprechen können, kritisiert sie, dass sie dabei diese doppelte Bedeutung von *Repräsentation* vernachlässigen.

Im Hinblick auf die Bedeutung von *Repräsentation* als Darstellung gehe ich vor dem Hintergrund des von mir Dargelegten davon aus, dass das Erleben überwältigender Gewalt seitens der Betroffenen angemessener mittels *sinnlicher* Interaktionsformen *symbolisiert* werden kann, die ein breites Spektrum an Konnotationen erlauben. Im Anschluss an Lorenzers Kritik an den zu abstrakten *Zeichensystemen* erstarrten wissenschaftlichen, aber auch administrativen Sprachen, die mit ihren Denotationen jede Emotionalität auszuschließen suchen, scheinen mir solche *sinnlich-symbolischen Repräsentationen* auch eher geeignet, um – wie Helga Krüger-Kirn dies fordert – „die Grenzen des gegenwärtigen emanzipatorischen Begriffs- und Diskursrahmens zu erweitern“ (2013: 413). Zu einer *Repräsentation* im Sinne dessen zweiter, von Foucault und Deleuze vernachlässigter Bedeutung als politische (Selbst-)Vertretung in der Gesellschaft, sind dann noch weitere Schritte erforderlich. Möglicherweise erweist sich jedoch die im Rahmen einer „gemeinsamen interaktiven Praxis“ (ebd.) anvisierte Entwicklung einer angemessenen Sprache als *sinnlich-symbolische Repräsentation* des »Unerhörten« zugleich auch als ein „aufkeimender politischer Text“ (ebd.), wie Helga Krüger-Kirn dies erhofft, der zu einer stärkeren *Repräsentation* im Sinne einer gesellschaftlichen Selbstvertretung der Betroffenen mit ihren spezifischen Interessen beiträgt.

Den Begriff von »unerhört« in seiner skizzierten Doppeldeutigkeit beziehe ich in diesem Zusammenhang dann nicht mehr auf irgendwelche Symptome, sondern die Gewalt des traumatisierenden Aktes selbst sowie der herrschaftlichen

Bedingungen die ihn ermöglicht haben. Und ebenso muss dazu sich aus meiner Perspektive auch die gemeinsame interaktive Praxis über die ko-produktive Dyade von Fachkraft und Klient*in auf ein Kollektiv ähnlich Betroffener weiten, die vermittels einer entsprechenden „Politik der Bedürfnisinterpretation“, wie Fraser (1994) dies nennt, dann auch eine entsprechende *Macht* im Sinne Arendts (1998) entwickeln können.

HS: Auch ich halte es für unabdingbar, das Traumageschehen als gesellschaftlichen Prozess zu konnotieren und nicht (nur) im klinischen/psychotherapeutischen Bereich zu belassen, sondern es zu politisieren, ohne das existenzielle Leid, die seelischen und körperlichen Wunden nur gesellschaftsanalytisch zu diskursivieren, wie es in soziologischen emotionsexkludierenden, entkörperlichten Diskursen geschieht (vgl. Anhorn/Balzereit 2016). Eine solche Politisierung bedeutet für mich vor allem, dem hegemonialen pathologisierenden und individualisierenden Traumadiskurs entgegenzutreten, in dem Menschen für ihre eigene ‚Heilung‘ verantwortlich gemacht werden. „Dies geschieht jedes Mal, wenn ein gesellschaftliches Problem in einen scheinbar privaten Kontext verschoben wird, und eine Frage der sozialen, strukturellen oder symbolischen Gewalt zu einer Thematik individueller, neoliberaler Selbstsorgepflicht wird“ (Wuttig 2016: 249).

‚Traumatisierung‘ ist keine Erkrankung (vgl. Becker 2007), sondern die Folge existenzieller Gewalterfahrungen, deren ursächlicher Kontext durch eine rein klinische und störungsorientierte Betrachtungsweise nicht ausreichend berücksichtigt und schlimmstenfalls sogar negiert wird. Margret Dörr bezeichnet ‚Trauma‘ daher sehr treffend als „Symptom einer politischen Störung“ (2013: 15). Ohne die Einbeziehung der interpersonellen, institutionellen, gesellschaftlichen oder politischen Entstehungsursachen von Gewalt verbleibt der Diskurs in der Welt der „Krankheit“ bzw. „Störung“ und unterstützt das Unsichtbarmachen der Gewalthandlungen und damit auch der Täter*innen.

Demgegenüber könnte eine Aufgabe kritischer Wissenschaft im Sinne einer „eingreifenden Wissenschaft“ wie Schultheis (2004) die „engagierte Wissenschaft“ von Bourdieu (2001) umschreibt – und einer sich hier zu verortenden Sozialen Arbeit – darin bestehen, auf das Sichtbarmachen von Macht- und Täter*innenstrukturen hinzuweisen und nicht den Opferdiskurs mit noch mehr Störungsvariablen aufzufüllen, sondern die Anerkennung und Missachtung der Gewalterfahrung, ob mit oder ohne „Traumafolgestörungen“ – ich spreche lieber von Traumafolgereaktionen. Wesentlich dabei ist die Öffnung gegenüber einer interdependenten, prozessualen und ambigen Potenzialität an Bedeutungen für die Sprechenden, Schweigenden und (Nicht-)Zuhörenden.

Literatur

- Adichie, Chimamanda 2009: The danger of a single story. Vortrag. <http://ssw.unc.edu/files/TheDangerofaSingleStoryTranscript.pdf> [Zugriff: 26.03.2019]
- Adler, Alfred 1974: Praxis und Theorie der Individualpsychologie. Vorträge zur Einführung in die Psychotherapie für Ärzte, Psychologen und Lehrer. Frankfurt a.M.
- 1983: Organdialekt. In: ders.: Heilen und Bilden. Ein Buch der Erziehungskunst für Ärzte und Pädagogen. Frankfurt a.M.
- Anhorn, Roland/Balzereit, Marcus 2016: Die „Arbeit am Sozialen“ als „Arbeit am Selbst“ – Herrschaft, Soziale Arbeit und die therapeutische Regierungsweise im Neo-Liberalismus: Einführende Skizzierung eines Theorie- und Forschungsprogramms. In: Anhorn, Roland/Balzereit, Marcus (Hrsg.): Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit. Perspektiven kritischer Sozialer Arbeit, Bd. 23. Wiesbaden: S. 3–203
- Arendt, Hannah 1998: Macht und Gewalt. München
- Becker, David 1992: Ohne Haß keine Versöhnung. Das Trauma der Verfolgten. Freiburg
- 1997: Prüfstempel PTSD – Einwände gegen das herrschende ‘Trauma’-Konzept. In: medico international (Hrsg.): Schnelle Eingreiftruppe ‘Seele’ auf dem Weg in die therapeutische Weltgesellschaft. Texte für eine kritische „Trauma-Arbeit“. Frankfurt: Medico International, S. 25–47. <http://www.agpolpsy.de/wp-content/uploads/2011/05/becker-prufstempel-ptsd-einwande-gegen-das-herrschende-trauma-konzept.pdf> [Zugriff: 03.04.2019]
- 2007: Die Erfindung des Traumas. Verflochtene Geschichten. Berlin
- Bourdieu, Pierre 1976: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt
- 2001: Für eine engagierte Wissenschaft. In: ders.: Gegenfeuer 2. Für eine europäische soziale Bewegung. Konstanz
- Bruner, Jerome 1983: Vygotskij’s zone of proximal development: The hidden agenda. In: New Directions for Child Development 23, 1, S. 93–97
- Buber, Martin 1965: Das dialogische Prinzip. Ich und Du. Darmstadt
- Butler, Judith 2001: Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Gender Studies – Vom Unterschied der Geschlechter. Frankfurt
- Coole, Diana H./Frost, Samantha 2010: New materialisms. Ontology, agency, and politics. Durham, NC
- Cremer-Schäfer, Helga/Steinert, Heinz 2014: Straflust und Repression. Zur Kritik der populistischen Kriminologie. Münster
- Derrida, Jacques 1984: Deconstruction and the other. In: Kearney, Richard (Hrsg.): Dialogues with contemporary continental thinkers. The phenomenological heritage. Manchester, UK, S. 107–125
- 1988: Die différance. In: ders.: Randgänge der Philosophie. Wien, S. 29–52
- Dörr, Magret 2013: Das Ethos des Sozialen Ortes ‚Heim‘ und die Haltung von PädagogInnen. Eine notwendige und doch störbare Einheit. In: Lang, Birgit/Schirmer, Claudia/Lang, Thomas/Andreae de Hair, Ingeborg/Wahle, Thomas/Bausum, Jacob/Weiß, Wilma/Schmid, Marc (Hrsg.): Traumapädagogische Standards in der stationären Kin-

- der- und Jugendhilfe. Eine Praxis- und Orientierungshilfe der BAG Traumapädagogik. Weinheim, S. 14–32
- Dornes, Martin 1994: Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen. Frankfurt a.M.
- Elias, Norbert 1987: Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt a.M.
- 1997: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Zweiter Band: Wandlungen der Gesellschaft: Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation. Frankfurt a.M.
- Elias, Norbert/Scotson, John L. 2006: Etablierte und Außenseiter. Frankfurt a.M.
- Emcke, Carolin 2013. Weil es sagbar ist. Über Zeugenschaft und Gerechtigkeit. Frankfurt a.M.
- Feuser, Georg 1995: Behinderte Kinder und Jugendliche. Zwischen Integration und Aussonderung. Darmstadt
- Fischer, Gottfried/Riedesser, Peter 1998: Lehrbuch der Psychotraumatologie. München
- Foucault, Michel 1976: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a.M.
- 2003: Die Macht, ein großes Tier? In: ders.: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. 3: 1976-1979. Frankfurt a.M., S. 477–494
- 2005: Subjekt und Macht. In: ders.: Analytik der Macht. Frankfurt a.M., S. 240–263
- Frazer, Nancy 1994: Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht. Frankfurt a.M.
- Geertz, Clifford 2003: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a.M.
- Gramsci, Antonio 1994: Gefängnishefte: kritische Gesamtausgabe. Hamburg
- Haraway, Donna 1995: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a.M.
- Hark, Sabine 2015: Die Vermessung des Schweigens – oder: Was heißt sprechen? Dimensionen epistemischer Gewalt. In: Attia, Iman/Köbsell, Swantje/Prasad, Nivedita (Hrsg.): Dominanzkultur reloaded. Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen. Bielefeld, S. 285–296
- Herrmann, Steffen Kitty/Kuch, Hannes 2007: Verletzende Worte. Eine Einleitung. In: Herrmann, Steffen Kitty/Krämer, Sybille/Kuch, Hannes (Hrsg.): Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung. Bielefeld, S. 7-30
- Holzcamp, Klaus 1985: Grundlegung der Psychologie. Studienausgabe. Frankfurt a.M.
- 1995: Die Bedeutung der Freudschen Psychoanalyse für die marxistisch fundierte Psychologie FORUM KRITISCHE PSYCHOLOGIE 13 (AS 106) (https://www.kritischepsychologie.de/files/FKP_13_Klaus_Holzcamp.pdf, Zugriff 6.4. 2019)
- Kalb, Christof 2000: Desintegration. Studien zu Friedrich Nietzsches Leib- und Sprachphilosophie. Frankfurt a.M.
- Keilson, Hans 1979: Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Untersuchungen zum Schicksal jüdischer Kriegswaisen. Stuttgart
- Koller, Hans Christoph 1993: Biographie als rhetorisches Konstrukt. In: BIOS 6, 1, S. 33–45
- Kronbichler, Rudolf 2001: Geschichte, Diskurs und Position: Ein konzeptueller Rahmen für eine narrativ orientierte Supervision. In: systeme 15, 1, S. 3–27

- Krüger-Kirn, Helga 2013: Zum Verhältnis von Körperinszenierungen und weiblicher Körperlichkeit. In: Thielen, Manfred (Hrsg.): Körper – Gruppe – Gesellschaft. Neue Entwicklungen in der Körperpsychotherapie. Gießen, Lahn, S. 391–415
- Kühn, Martin 2011: Trauma als Destruktion des Dialogs mit dem Selbst, der Umwelt und dem Leben an sich. In: Sozial Extra 35, 11/12, S. 12–15
- Lacan, Jacques 1975: Die Ausrichtung der Kur und die Prinzipien ihrer Macht. In: Schriften. Lizenzausg, Band 1. Frankfurt a.M., S. 171–239
- Lamott, Franziska 2003: Das Trauma als symbolisches Kapital. Zu Risiken und Nebenwirkungen des Trauma-Diskurses. In: Psychosozial 26, 1 [Nr. 91], S. 53–62
- Lorenzer, Alfred 1973: Über den Gegenstand der Psychoanalyse oder: Sprache und Interaktion. Frankfurt a.M.
- 1977: Lacan und/oder Marx. In: ders.: Sprachspiel und Interaktionsformen. Vorträge und Aufsätze zur Psychoanalyse, Sprache und Praxis. Frankfurt a.M., S. 162–179
- 1986: Tiefenhermeneutische Kulturanalyse. In: ders. (Hrsg.): Kultur-Analysen. Frankfurt a.M., S. 11–98
- 1988: Hermeneutik des Leibes. Über die Naturwissenschaftlichkeit der Psychoanalyse. In: Merkur, 42, S. 838–852
- 1995: Sprachzerstörung und Rekonstruktion. Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse. Frankfurt a.M.
- 2006: Szenisches Verstehen. Zur Erkenntnis des Unbewussten. Kulturanalysen, Bd. 1. Marburg
- Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf 2002: Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen
- Marx, Karl 1988: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie; Bd. 1, Buch 1. Der Produktionsprozeß des Kapitals. Berlin
- 1990a: Thesen über Feuerbach. Fassung 1845. In: Marx, Karl/Engels, Friedrich: Werke Band 3. Berlin, S. 5–7
- 1990b: Thesen über Feuerbach. Revidierte Fassung von 1888. In: Marx, Karl/Engels, Friedrich: Werke Band 3. Berlin, S. 533–536
- 2009: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: Marx, Karl/Engels, Friedrich: Werke Band 8. Berlin, S. 115–123
- May, Michael 2004: Selbstregulierung. Eine neue Sicht auf die Sozialisation. Gießen
- 2005: Wie in der sozialen Arbeit etwas zum Problem wird. Versuch einer pädagogisch gehaltvollen Theorie sozialer Probleme. Münster
- Mayer, Marion (i.D.): Der Körper-Leib-Diskurs in der Sozialen Arbeit. Einführende und kritische Reflexionen. (i.D.), bisher unveröff. Vortragsmanuskript
- Morrison, Toni 2004: Nobel lecture. Stockholm: Nobel Foundation. www.nobelprize.org/nobel_prizes/literature/laureates/1993/morrison-lecture.html [Zugriff: 04.04.2019] (Rede vom 07.12.1993)
- Müller, Falko/Witek, Kathrin 2015: Affektive Sensibilität. Über Forschungsbeziehungen und das Interpretieren als soziale Praxis. In: Soziale Passagen 7, 1, S. 67–83
- Negt, Oskar/Kluge, Alexander 1981: Geschichte und Eigensinn. Frankfurt a.M.

- Nietzsche, Friedrich Wilhelm 1922: *Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwerthung aller Werthe*. Aus dem Nachlaß 1884/88. Nietzsches Werke – Taschen-Ausgabe, Bd. 9. Leipzig
- 1980: *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn*. In: ders.: *Werke*. In sechs Bänden. Band III. München, S. 309–322
- Osterkamp, Ute 2001: *Lebensführung als Problematik von Subjektwissenschaft*. In: *Forum Kritische Psychologie* 24, 1 [Nr. 43], S. 4-35
- Plößer, Melanie 2013: *Beratung poststrukturalistisch: Von sich erzählen*. In: Nestmann, Frank/Engel, Frank/Sickendiek, Ursel (Hrsg.): *Das Handbuch der Beratung*. Bd. 3: *Neue Beratungswelten. Fortschritte und Kontroversen*. Tübingen, S. 1367–1380
- Reich, Wilhelm 1968: *Dialektischer Materialismus und Psychoanalyse*. Berlin
- 2010: *Charakteranalyse*. Köln
- Riemann, Gerhard 1987: *Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten*. München
- Plößer, Melanie 2013: *Beratung poststrukturalistisch: Von sich erzählen*. In: Nestmann, Frank/Engel, Frank/Sickendiek, Ursel (Hrsg.): *Das Handbuch der Beratung*. Band 3: *Neue Beratungswelten. Fortschritte und Kontroversen*. Tübingen, S. 1367-1380
- Schultheis, Franz 2004: *Vorwort. Soziologie als Verteidigungskunst: Pierre Bourdieus eingreifende Wissenschaft*. In: Bourdieu, Pierre: *Gegenfeuer*. Konstanz, S. 9–14
- Schulze, Heidrun 2014: *Handeln, erzählen, verstehen. Bedingungen schaffen für das Sprechen und anerkennende Hören von Kindern, die Gewalt erlebt haben*. *systema*, 28(1), 8-33
- Schulze, Heidrun/Kühn, Martin/Bialek, Julia (i.Dr.): *Trauma und Lebensbewältigung. Zur Re-Vergewisserung des Sozialen gegen eine Kolonisierung und für das Rechts auf Re-Autor*innenschaft der eigenen Geschichte*. In: Stecklina, Gerd/Wienforth, Jan (Hrsg.): *Soziale Arbeit und Lebensbewältigung. Grundlagen, Praxis, Kontroversen*. Weinheim
- Scarry, Elaine 1992: *Der Körper im Schmerz. Die Chiffren der Verletzlichkeit und die Erfindung der Kultur*. Frankfurt a.M.
- Spivak, Gayatri Chakravorty 2008a: *Can the subaltern speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Mit einer Einleitung von Hito Steyerl. Wien
- 2008b: *Can the Subaltern Speak?* In: dies.: *Can the subaltern speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien, S. 17–118
- 2008c: *Ein Gespräch über Subalternität*. In: dies.: *Can the subaltern speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien, S. 119–148
- Tilsen, Julie/Nylund, David 2010: *Heteronormativity and queer youth resistance: Reversing the discourse*. In: Moon, Lyndsey (Hrsg.): *Counselling ideologies. Queer challenges to heteronormativity*. London, S. 93-104
- van der Kolk, Bessel A. 2018: *Verkörperter Schrecken. Traumaspuren in Gehirn, Geist und Körper und wie man sie heilen kann*. Lichtenau/Westfalen
- van der Kolk, Bessel A./McFarlane, Alexander C./Weisæth, Lars (Hrsg.) 2007: *Traumatic stress. The effects of overwhelming experience on mind, body, and society*. New York
- Völter, Bettina 2008: *Verstehende Soziale Arbeit. Zum Nutzen qualitativer Methoden für professionelle Praxis, Reflexion und Forschung*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 9, 1, S. Art. 56. urn:nbn:de:0114-fqs0801563 [Zugriff: 03.04.2019]

Vygotskij, Lev S. 2002: Denken und Sprechen. Psychologische Untersuchungen. Weinheim – 1989: [Concrete human psychology]. In: Journal of Russian and East European Psychology 27, 2, S. 53–77

White, Michael 1997: Narratives of therapists lives. Adelaide, Australien

– 2004: Narrative practice and the unpacking of identity conclusions. In: ders.: Narrative practice & exotic lives: Resurrecting diversity in everyday life. Adelaide, S. 121–147

Wuttig, Bettina 2016: Das traumatisierte Subjekt. Geschlecht – Körper – Soziale Praxis. Eine gendertheoretische Begründung der Soma Studies. Bielefeld

Yuen, Angel 2007: Discovering children’s response to trauma: a response-based narrative practice. In: International Journal of Narrative Therapy and Community Work 6, 4, S. 3-18

– 2011: Narrative approaches to traumatic experience. Manuskript des Workshops vom 14.–15.03.2011. Calgary, Kanada: Narrative Therapy Centre and Fireweed Narrative Project

Heidrun Schulze, Hochschule RheinMain, Fachbereich Sozialwesen,
Postfach 3251, 65022 Wiesbaden
E-Mail: heidrun.schulze@hs-rm.de

Michael May, Hochschule RheinMain, Fachbereich Sozialwesen,
Postfach 32565022, Wiesbaden
E-Mail: michael.may@hs-rm.de

VSA: Trauma & tiefe Solidarität

Hajo Funke
Der Kampf um die Erinnerung
Hitlers Erlösungswahn und seine Opfer
Über die politische Religion des NS-Regimes und ihre Folgen



280 Seiten | € 24,80
ISBN 978-3-89965-842-2

Jörg Rieger/Rosemarie Henkel-Rieger
Gemeinsam sind wir stärker
»Tiefe Solidarität«
zwischen Glauben und Arbeit. Vorwort von Ulrich Duchrow



160 Seiten | € 16,80
ISBN 978-3-89965-883-5

Dieter Segert
Transformation und politische Linke
Eine ostdeutsche Perspektive
Aus Umbrüchen lernen – für eine solidarische Transformation.



168 Seiten | € 16,80
ISBN 978-3-96488-009-3

Sozialismus für jeden Monat ...



★ gedruckt ...
★ & täglich im Netz

facebook.com
Zeitschrift.Sozialismus
twitter.com
ZsSozialismus

Jetzt Probelesen!
3 Hefte zum
Kennenlern-Preis von
14,- Euro

www.sozialismus.de